

Einbürgern in Einsiedeln : offener Brief eines Leidgenossen

Autor(en): **Girardet, Giorgio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **140 (2014)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Miss-Verständnis under the Dome

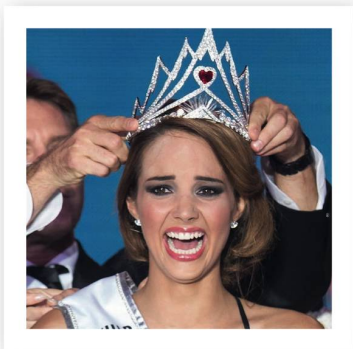
Eigentlich war die Miss-Wahl auf dem Bundesplatz ja auch nichts anderes als die Parlamentswahlen im Bundeshaus: Es reden ungefähr gleich viele Lobbyisten mit, gewählt wird dann die Falsche, und schliesslich gehen alle schön im Hotel Schweizerhof essen.

Man hat extra ein halbes Jahr seit der letzten Miss-Wahl zugewartet, um sich nun derart die Kante geben zu können und den Anlass der Wahl so aufzublähen, dass er nur noch unter einem gewaltigen Dom auf dem Bundesplatz fand. Was Passanten erst für eine PR-Aktion von «Barbie geht in die Politik» hielten, war tatsächlich Austragungsort der wichtigsten Wahl in der Bundeshauptstadt.

Der Anlass hatte durchaus politischen Hintergrund: Geschickt haben uns die Schönen jahrelang in Sicherheit gewiegt, diese Wahl sei absolut unbedeutend für die Schweiz. Mit mehr schauspielerischem Talent, als ihnen die «Lee Strasberg Actor's School» zutrauen würde, spielten uns die Missen erfolgreich das Dummchen mit Krönchen vor. Doch unter diesem Denkmantel der Irrelevanz gelang es der ausgekochten Missen-Organisation, unerkannt den grössten Putsch seit der Oktoberrevolution vorzubereiten: den Umsturz der Schweizer Demokratie mit der gleichzeitigen Einführung der Monarchie. Nein, ein Miss-Verständnis war das nicht, dass der Anlass kurzerhand als Wahl der «Princess of Switzerland» ausgerufen wurde. Während im Nahen Osten der Demokratisierungsprozess stattfindet und die letzten Monarchen davon gejagt werden, verhält sich die Schweiz einmal mehr antizyklisch zum Rest der Welt und lanciert die Gegenbewegung zum «Arabischen Frühling», den «Schweizer Herbst».

Die Wahl zur «Princess of Switzerland» zog daher tatsächlich echte Blaublüter, Exilanten und andere Steuerflüchtlinge an. Die Royals verliehen der Affäre den nötigen Hauch von Aristokratie wie etwa die waschechte Prinzessin von Rumänien: Die begrüsst die Schweizer Princess gleich «in der Familie». Früher musste man dafür in Transsilvanien

erst in den Hals gebissen werden. Auf der Gästeliste stand auch die Duchess of Desaster, Melanie Winiger. Und Ursula «Un-Dress» konnte im letzten Moment davon abgehalten werden, auf der Bühne mit den anderen Girls im Bikini aufzutreten. Alle, alle kamen – nur die Bellers nicht. Die wollten bei so einem Trash-Anlass nicht auftreten. Dass diese Kuppel auf dem Bundesplatz errichtet wurde, ohne dass die Minarett-Gegner etwas dagegen ausrichten konnten, sorgte für Unmut. Die



SVP fürchtete, das Zelt schaffe nur wieder einen Anreiz für Asylanten: «Wenn die in ihren Flüchtlingslagern sehen, was für Notzelte wir hier bauen, kommen sie doch gleich wieder angerannt!» Doch der umstrittene Dom fand auch Befürworter: Die Verehrer von Henri Dunant, die sich dafür einsetzen, dass noch weitere erhöhte Punkte in der Schweiz nach ihm benannt werden, erkannten in diesem Notfallzelt eine Würdigung des Rotkreuz-Erfinders: Denn am Eingang wurden A-Promis, die B- und C-Promis wie in der notärztlichen Triage eines Feldlazarets je nach Schwere ihrer Neurose getrennt behandelt.

Es war wirklich wie im Märchen, nur dass hier nicht die Prinzessin in einen 100-jährigen Schlaf fiel, sondern das TV-Publikum. Und wie wurde die Märchenprinzessin erwählt? Natürlich wie bei Aschenputtel: Die Anwärterinnen mussten Schuhe probieren, bis derjenige des Sponsors passte. Die Gewählte – sie heisst Laetitia, ein Name, den man in der Schweiz nicht so schnell vergisst – wurde von den Verliererinnen «Hungerhaken» geschimpft. Dabei ist Laetitias magere Erscheinung verständlich. Denn anders als in normalen Wahljahren musste diese Miss nicht ein, sondern gleich zwei Jahre hungern.

Nach ihrer Krönung erliess sie sogleich huldvoll eine Amnestie für die von der Berner Polizei verhafteten Demonstranten. Stilgerecht wurde die Prinzessin in ihrer Pferdekutsche von Paparazzi durch einen Strassentunnel verfolgt.

ROLAND SCHÄFLI

Offener Brief eines Leidg

Sehr geehrter Herr Professor,

Sie kennen mich nicht. Ich bin – gewissermassen – ein Bruder im Unglück der Nichteinbürgerung. Hätten Sie mich schon vorher gekannt – ein «Nebelspalter»-Abo hätte bei Ihren vorzüglichen Deutschkenntnissen vollaugenügt – wäre Ihnen nicht widerfahren, was auch mir widerfuhr: die Verweigerung der Einbürgerung in der Volksversammlung, denn Sie wären gewarnt gewesen.

Hier schreibt Ihnen also Milos Oncic, kroatischer «Jugo», guter Katholik und Vater von Stanko, der bald ins Rekrutierungszentrum aufgebeten würde, um seine Offizierskarriere als Gebirgsgrenadier anzupacken, wenn mich die löbliche und grosszügige Gemeindeversammlung von Kaffikon rechtzeitig in ihr Bürgerrecht aufnahme und damit in jenes des eidgenössischen Standes Zürich und damit auch der Eidgenossenschaft.

Der erste Anlauf ging schief. Trotz Einbürgerungskurs bei Lehrer Baltisberger (78). Ich scheiterte am Grenzstein im Güdäscherli. Gewissermassen wie Sie: an der lokalen Heimatkunde.

Da ich aber noch unter Feldmarschall Tito – Gott hab in selig – einen wohlgeordneten Geschichtsunterricht genoss (nicht wie mein armer Sohn Stanko, der beim heimatmüden Sekundarlehrer Rudisühli seine kostbare Jugendzeit verplemperte), will ich Ihnen hier Tipps geben.

Was lief schief? Sie vertrauten darauf, dass die Schweiz ein «säkularer Staat» sei wie die «Schwesterrepublik» USA und dass darum so ein «Republikwechsel» – gerade wenn man aus dem besonnenen Kalifornien kommt und an der ETH in Zürich Professor ist, mit prächtig integrierten Kindern und Enkelkindern quasi ein transatlantischer Sonntagsspaziergang darstelle.

Sie sind aber im katholischen Herz der älteren und stolzeren der beiden Republiken ansässig geworden. Keine Alliierten mussten uns 1940 – 1945 «befreien», wir Schweizer hielten stolz die Stellung und behielten, ähnlich wie Marschall Tito, – dank dem unvergesslichen Stucki – in den Washingtoner Abkommen sogar das Raubgold der Nazis, das uns Harry S. Truman 1945 – 1947 abluchsen

Jugendgewalt

Schiffe versenken im Sozialamt

wollten, bis zum berühmten Wachmann Meili (1996) ein halbes Jahrhundert felsenfest in unseren treuen Gnomenklaunen.

Wer sich in Einsiedeln einbürgern lassen will, dem nützt es nichts, Schwyzer Segel- und Tennisfreunde zu haben (es sei denn, es sind CVP-Politiker dabei). Eine Professur im falschläubigen und sündigen Zürich ist eher schwere Hypothek denn ein Plus! Denn nur Spitzenleistungen von Ausländern, die im Sportteil des «Blick» kommuniziert werden, können – wenn überhaupt! – zu einer wohlwollenderen Beurteilung eines Einbürgerungsgesuchs führen.

Wer sich mit 75 einbürgern lassen will, kann natürlich nicht mehr in der «Schule der Nation» dienen. Auch der Zivilschutz kann Sie kaum mehr brauchen. Was bleibt: Geschichte, Geografie, Volkskunde! Demütigen Sie die Kommission! Kaufen Sie die Heimatkunde-Lehrmittel der Volksschule der 50er-Jahre und lernen Sie sie auswendig. Aber tun Sie mehr! Auch die lückenlose Reihe der Schwyzer Landammänner, jene der Äbte des Klosters ... stürzen Sie sich mit jenem Eifer auf diese historischen Tabellen, wie Sie einst das Periodensystem der Elemente auswendig lernten.

Und schliesslich die Motivation: Warum wollen Sie Schweizer werden? Weil ich nach einem längeren Auslandsaufenthalt die Niederlassung verlieren könnte? Kreuzfalsch. Richtig: Weil ich – solange ich ohne Rollator gehen kann – als Eidgenosse meine Enkelkinder aufs Rütli führen möchte! Weil es eine Krönung meines ganzen Lebens darstellt, als Schweizer sterben zu dürfen! Weil ich beim Absingen der Nationalhymne (natürlich kann ich alle Strophen in allen vier Landessprachen!) viel tiefere Dankbarkeit empfinde als beim Absingen der amerikanischen.

Sie haben begriffen, worum es geht? Sie werden die zweite Chance packen! Auf dass wir bald uns als ächte Eidgenossen auf dem Rütli treffen dürfen (Kaffikon steh mir bei!)

Ihr Freund Milos Oncic, derzeit (leider!) noch Kroate in Kaffikon (ZH)

«In die Wanten, ihr Landratten! Schrubb das Deck, Schiffsjunge!» So klang es noch bis vor Kurzem auf dem Jugendschiff «Solomon», einem schwimmenden Sondersetting für jugendliche Schwererziehbare. Oder aber schwer erziehbare Jugendliche, was aufs selbe rauskommt. Jedenfalls: Die Betreiber haben sich nun selbst versenkt. Ein Bericht noch mit weiteren lustigen nautischen Wortspielen.

Eigentlich klingt die Idee bestechend: renitente Teenager am Hafen zusammentreiben. Auf ein Schiff verfrachten. Und dann auf den Atlantik hinaustreiben lassen. Bei Widerstand kann «geshanghait» werden. Denn auf dem Wasser können die kleinen Krawallanten noch am wenigsten Schaden anrichten. Schon der amerikanische Strafvollzug liess einem die Wahl: Knast oder Navy.

Seit 2003 schiffte die «Solomon» so über die Weltmeere: mit 14- bis 18-jährigen Schweizern an Bord, die, so stehts im Logbuch des Käpt'n, «einen engen pädagogischen Rahmen benötigen, um soziale Fehlentwicklungen ins Positive zu verändern». Die Jungs mit Heimkarriere, die bisher wenig Bodenhaftung hatten, sollten ausgerechnet auf diesen wankenden Planken neue Perspektiven entwickeln. Auf dem Meer eröffnen sich tatsächlich weitere Perspektiven als in urbaner Umgebung. Die Nase im Wind, die Gischt im Gesicht! Am Abend in der Hängematte eine der Geistergeschichten vom Klabautermann erzählt gekriegt. Die einzige Nebenwirkung der Salzwasser-Therapie: Nach einer Weile klingt ein jugendliches Lachen wie das «Harr-harr!» eines alten Seebären. Doch jetzt muss die «Solomon» offenbar die Segel streichen. Irgendjemand ist dahintergekommen, dass sich der Aufwand nicht nur auf alten Schiffszwieback beläuft. Als die Kosten von 150000 Franken pro Jahr und Seemann in die

Schlagzeilen gerieten, blies der Stiftung plötzlich ein rauerer Wind entgegen, so ungefähr Windstärke 12. Im Kielwasser der Carlos-Affäre kriegte die «Solomon» die volle Breitseite der Sozialwahn-Kritiker ab. Möglich, dass sie nun mit Mann und Maus absäuft.

Finanziert wird die «Hochseelebensschule» nämlich von staatlichen Stellen. Der Käpt'n kreuzte aber selbstständig vor dem Wind und nahm nicht jedes Mal Kurs auf die Sozialbehörde, wenn ein Jugendlicher mal wieder spinnte, allerdings kein Seemannsgarn. Warum die Heuer nun nicht mehr gezahlt werden soll, wird damit begründet, dass so viele Seemeilen von der nächsten Sozialbehörde keine pädagogische Aufsicht möglich sei. Auch wird angegeben, die Jungen hätten keine Möglichkeit, sich in eine Privatkofe zurückzuziehen, das Schiff sei insofern also doch ein schwimmender Knast. Gut, dass das nach über 10 Jahren endlich mal jemandem aufgefallen ist. Die «Solomon» hat nun also mit schwerem Seegang zu kämpfen. Mehrere Fragen drängen sich auf. Was soll aus dem Schiff werden, wenn die Jugendlichen gelöscht worden sind? Soll man dem Vorschlag des Zürcher Opernhaus-Direktors folgen, künftig alle Veranstaltungen statt auf dem Sechseläute-Platz auf einem Pott auf dem Zürichsee abzuhalten? Oder wäre die «Solomon» allenfalls sogar der geeignete Platz für die anderen Problem-Schweine der Schweiz? Jene 50 000 überzähligen Ferkel, die von der Grillsaison nicht verschlungen wurden und nun schlachtreif, aber nutzlos

in den Ställen herumquieken? Viele von ihnen sind ja bereits mit einer Marinade eingestrichen.

Nur eines ist in diesen Untiefen so sicher wie die Muscheln auf dem Schiffsrumpf: Sobald die Sozialpädagogen feststellen, dass sie auf

dem falschen Dampfer sind, werden sie Thaiboxen wieder als Mittel zur Sozialisierung entdecken. Und dann wären die Schweine schon an Bord. Denn nichts lieben Boxer mehr, als auf blutige Schweinehälften einzuprügeln.

ROLAND SCHÄFLI

